

KAPITEL EINS

- HÉLÈNE -



Hélène Podliasky

EINE FRAU BRACH AUS DER Reihe aus und lief in das strahlend gelbe Rapsfeld. Mit beiden Händen riss sie die Blüten von den Stängeln und stopfte sie in den Mund. Trotz Erschöpfung und Müdigkeit hatten es alle bemerkt und eine Welle des Entsetzens wogte durch die Kolonnen. Stille, Hélène wartete auf das Peitschen der Schüsse, die sicherlich bald zu hören sein würden. Ein Maschinengewehr könnte eine ganze Gruppe auslöschen – jede, vielleicht die eigene. Die Aufseher konnten das: wahllos in die Reihe schießen, um ihnen eine Lektion zu erteilen. Aber nichts geschah. Alles was sie hörte, war das ununterbrochene dumpfe Klappern der Holzschuhe von tausenden marschierenden Füßen.

Als die Frau zurück in die Kolonne rannte, bemerkte Hélène ihr gelb gesprenkeltes Gesicht, sie lächelte.

Dann rannte eine weitere Frau in das Feld und pflückte so viele Blüten wie sie konnte und stopfte sie in die Reste ihrer zerrissenen Kleidung. Als sie zurück in der Reihe war, versuchten die Frauen mit Schubsen und Schieben in ihre Richtung zu gelangen und griffen gierig nach den Blüten und aßen sie.

Warum passierte nichts?

Gestern wurde einer Frau nur ein paar Reihen vor Hélène in den Kopf geschossen, weil sie einen halb verrotteten Apfel aufheben wollte.

Hélène schaute sich um. Ihre Kolonne war inzwischen weit auseinandergezogen. Überall entstanden Lücken zwischen den Reihen und Abschnitten und keine Wachen kamen in Sicht.

»Jetzt!« flüsterte sie Jacky zu und stieß ihr mit dem Ellenbogen in die Seite.

»Wir wollten doch auf die Dunkelheit warten«, flüsterte Jacky mit rauer und ängstlicher Stimme.

Hélène tippte auf Zinkas Schulter und sagte: »Sieh mal! Keine Wachleute!«

»Oui«, nickte Zinka zustimmend und Zazas Hand ergreifend sagte sie: »Das ist unsere Chance«.

Sie näherten sich einer Kurve. Ein Feldweg kreuzte die Straße und parallel dazu verlief ein tiefer Graben. Hélène wusste: Das ist der Augenblick. Sie mussten als Zweierreihen gehen, alle zusammen, damit sie nicht auffielen. Zinka, Zaza, Lon, Mena und Guigui waren in der Reihe vor Hélène und scherten aus, dann führte Hélène Jacky, Nicole und Josée aus der Kolonne. Eine fünfte Frau in ihrer Reihe zögerte und meinte, sie sei zu erschöpft. »Dann lasst sie!« zischte Hélène und riss ihre Freundinnen mit. »Schnell!«

Sie waren neun Frauen. Hand in Hand glitten sie seitwärts aus der Kolonne und sprangen in den Graben, eine nach der anderen. Sie lagen flach auf dem Boden im tiefsten Abschnitt des Grabens, wo die Erde feucht war. Hélène spürte ihren Herzschlag bis zum Hals. Sie war so durstig und versuchte den Matsch aufzulecken. Sie brachte es nicht fertig hochzuschauen, um zu sehen, ob sie gleich entdeckt würden, und um zu sehen, ob sie von einem Schuss getroffen und sterben würde, während sie die Erde ableckte. Stattdessen blickte sie zu Lon hinüber, die hoch auf die Straße starrte.

»Was siehst du?« flüsterte Hélène. »Können sie uns sehen?«

»Nur Füße.« Lon beobachtete die endlose Schlange von Frauen, die vorbei trotteten. Die eine Hälfte von ihnen war barfuß, die andere Hälfte trug Holzschuhe. All diese verdreckten nackten Füße waren rot und blutig.

Lon beruhigte sie, dass sie nicht zu sehen seien. Die Kolonne war an so vielen Leichen am Wegesrand vorbeigekommen, dass diese Frauen in einem Graben wahrscheinlich wie einer der Haufen von Leichen aussahen.

Aneinandergeklammert und mit klopfenden Herzen warteten sie auf das Verhalten der klappernden Holzschuhe. Als die Kolonne nicht mehr zu sehen war und sie nicht länger die rhythmischen Schritte hören konnten, sagte Lon: »Die Luft ist rein.«

»Los! Wir müssen hier weg.« Hélène stand auf und dirigierte sie am Graben entlang in die entgegengesetzte Richtung. Bald jedoch waren sie außer Atem, sie gerieten wie in einen Rausch, kletterten aus dem Graben und ließen sich ins Feld fallen. Da lagen sie, hielten sich an den Händen und schauten in den Himmel und lachten dabei hysterisch.

Sie hatten es geschafft! Sie waren entkommen!

Doch nun befanden sie sich mitten in Sachsen, umgeben von verängstigten und feindseligen deutschen Dorfbewohnern, hass-erfüllten fliehenden SS-Offizieren, von der russischen Armee und alliierten Bombern über ihnen. Die Amerikaner waren irgendwo in der Nähe, hofften sie. Sie mussten die Amerikaner finden oder es zumindest um jeden Preis versuchen.



Meine Tante, Tante Hélène, war eine wunderschöne junge Frau. Sie hatte eine hohe Stirn und ein breites Lächeln, rabenschwarzes Haar und dunkle Augen mit dicken sinnlichen Augenbrauen. Sie erschien klein und zart, dennoch strahlte sie etwas Kraftvolles aus. Auch im Alter, als ich sie dann kannte, war sie eine vornehme Erscheinung und immer elegant gekleidet. Ihre Hände waren stets makellos gepflegt. Sie sprühte vor Intelligenz. Fotos von ihr, auf denen sie noch keine 30 Jahre alt war, zeigen eine kluge und souveräne junge Frau, die dazu geschaffen zu sein schien, andere anzuführen.

Im Mai 1943 trat sie der Résistance bei und arbeitete für das Bureau des opérations aériennes (BOA) für die M-Region. Das BOA war einen Monat zuvor als Bindeglied zwischen den Forces françaises de l'intérieur (FFI, der Name wurde von Charles de Gaulle für die Résistance verwendet) und England gegründet worden. Die Aufgabe des BOA bestand darin, den Transport von Agenten und Nachrichten zu gewährleisten und mit Fallschirmen abgeworfene Waffen zu bergen. Die M-Region, die größte im FFI, umfasste die Normandie, die Bretagne und Anjou. Kurz vor der Landung der Alliierten in der Normandie war die Kontrolle über dieses Territorium entscheidend und eine gefährliche Sache. Es gelang der Gestapo, erschreckend viele Anführer und Netzwerkmitglieder festzunehmen oder umzubringen. In den unruhigen Monaten um den D-Day (Tag der Landung der Alliierten am 6.6.1944 in der Normandie) war Héliènes Region ein Zentrum des Widerstands., Zugleich verschärfte die Gestapo dort aber auch ihre zunehmend grausamen und bedrohlichen Anstrengungen, die im Untergrund arbeitenden Netzwerke zu zerstören.

Hélène war dreiundzwanzig Jahre alt, als sie der Résistance beitrug. In einer Auszeit während ihres Physik- und Mathematikstudiums an der Sorbonne arbeitete sie in verantwortlicher Position als Chemikerin in einer Lampenfirma. Als ihre Widerstandsarbeit aber immer wichtiger wurde, gab sie diesen Job auf, um sich ganz dem Kampf gegen die Faschisten zu widmen. Ihre Eltern log sie an, wenn die Sprache auf ihre Arbeit kam. Ihr Deckname war »Christine«, in den Archiven ist sie unter diesem Namen verzeichnet.¹ Die Frauen, mit denen sie geflohen war, kannten sie nur als Christine.

Ihr Kommandeur mit dem Decknamen »Kim« hieß Paul Schmidt. Zu Kriegsbeginn führte er eine Elitetruppe der französischen Gebirgsinfanterie an. 1940 kämpfte er in Norwegen. Sein Bataillon wurde nach England evakuiert, wo er wegen schwerer Erfrierungen behandelt wurde. Nach seiner Genesung schloss er sich den Forces françaises de l'intérieur (FFI) an und kehrte heimlich nach Frankreich zurück. Im März 1943 übernahm er die Leitung der BOA und richtete mehrere »Empfangskomitees« in der nördlichen Region ein. Hélène war eine der vierzehn Résistance-Mitglieder, die er angeworben hatte. Sie verantwortete die Suche nach geeignetem Gelände für Fallschirmabwürfe. Für jeden Abwurf musste sie eine Gruppe von

Résistance-Mitarbeitern zusammenstellen, die an den vorgesehenen Abwurfstellen bereitstehen sollten. Schließlich kümmerte sie sich um die Zusammenarbeit der verschiedenen Résistance-Netzwerke in der Region M. Um London über die Gegebenheiten vor Ort zu informieren, verschlüsselte und entschlüsselte sie Nachrichten, die über das Radio gesendet wurden.

Sie freute sich, wenn Vollmond war und die Flugzeuge die Abwurfstelle nachts finden konnten. Drei Tage zuvor hörte sie Radio. Die BBC (British Broadcasting Corporation) sendete die Geheimcodes in einem fünfzehnminütigen Sonderprogramm mit dem Titel »Les Français Parlent aux Français« (Die Franzosen sprechen mit den Franzosen). Hélène fragte sich oft, was normale Zuhörer wohl dachten, wenn sie Sätze wie »Les souliers de cuir d'Irène sont trop grands« (Irenes Lederschuhe sind zu groß) hörten.

In Semblançay bei Tours wartete sie am Rande eines kleinen Feldes, das sich als besonders günstig für die Abwürfe erwiesen hatte, mit ihrer Gruppe im Schatten des Waldes. Sie hörten die Motoren des heranfliegenden Flugzeugs. Da morste sie durch An- und Ausschalten ihrer Taschenlampe den vereinbarten Buchstaben als Signal in die Nacht. Zu ihrer großen Erleichterung blinkten nach einem kurzen Moment auch die Lichter des kleinen Flugzeugs.

»Jetzt«, flüsterte sie ihren Leuten zu und einer nach dem anderen, wie fallende Dominosteine, schalteten sie ihre Taschenlampen an und markierten so die Umriss des Abwurfgebiets. Das kleine Flugzeug kreiste ein paar Mal über ihnen. Hélènes Puls raste, als sie an die Dorfbewohner dachte, die möglicherweise den lauten Motor hörten oder die weiße Seide der zur Erde gleitenden Fallschirme sahen, die im Mondlicht glänzte. Kaum waren die Container auf dem Boden aufgeschlagen, lief ihre Gruppe in das Feld, um sie einzusammeln. Sie waren gefüllt mit Handfeuerwaffen, Sprengstoff, einem neuen Sender und neuen Kodierungslisten. Und für die Aufrechterhaltung der Motivation hatten die Briten Schokolade und Zigaretten für die Gruppe dazugepackt.

Während sie die Zigaretten einsteckten und die Waffen in den Rucksäcken verstauten, hörten sie das Flugzeug wieder kreisen und hielten inne. Noch etwas fiel aus dem Nachthimmel. Hélène sah die dunklen Umriss eines Mannes, der unter einem strahlend weißen

Fallschirm zur Erde schwebte. Schnell verteilte sie den Inhalt der restlichen Pakete an die Gruppe und befahl ihnen, sich in verschiedene Richtungen zu entfernen. Es war besser, wenn sie gingen, bevor der Fallschirmspringer landete. Je weniger jemand wusste, desto besser. Nur zwei Männer blieben zurück, um die leeren Behälter zu entsorgen und die Fallschirme zu vergraben. Nicht zum ersten Mal wünschte sie sich, sie könnte die schöne Fallschirmseide behalten, um sich daraus ein Kleid zu nähen. Aber es gab Befehle. Der geheimnisvolle Unbekannte löste sich aus dem Gurtzeug und zündete sich eine Zigarette an. Er blieb an der Seite stehen und beobachtete Hélène, wie sie den beiden verbliebenen Männern Anweisungen gab. Auch sie näherte sich ihm nicht. Sie wollte ihre Gedanken sammeln, bevor sie miteinander sprachen. Doch musste es gerade jetzt schnell gehen. Sie sollten innerhalb von 15 Minuten weg sein, sodass jemand, der die Fallschirme gesehen oder das Flugzeug gehört hatte und herkam, niemanden vorfinden würde.

Schließlich näherte sich Hélène dem Neuankömmling. Er war groß und schlank. Als er an seiner Zigarette zog, beleuchtete die Glut sein scharfes, kantiges Gesicht. Er schien amüsiert. »Mir wurde nicht gesagt, dass es Lebendfracht geben würde«, sagte sie und konnte ihren Ärger kaum verbergen.

»Fantassin«, antwortete er und streckte zur Begrüßung die Hand aus. Widerwillig nahm sie sie. »Und Sie müssen Christine sein? Ich habe von Ihnen gehört.«

»Und warum hat man mir nichts von Ihnen erzählt? Ich habe nichts vorbereitet.« Wenn sie Angst hatte, neigte Hélène dazu, wütend zu klingen. Fantassin heißt »Fußsoldat« auf Französisch. Diesen Decknamen hörte sie nicht zum ersten Mal. Er musste jemand Wichtiges sein. Sie war froh, dass er in der Dunkelheit ihre geröteten Wangen nicht sehen konnte.

»Niemand sollte vorab wissen, dass ich wieder in Frankreich bin. Die Deutschen sind in unsere Netze eingedrungen. Wir müssen sehr vorsichtig sein.«

Er reichte Hélène eine Zigarette und zündete sie an. Das gab ihr etwas Zeit zum Nachdenken.

»Aber ich weiß nicht, wohin ich Sie bringen soll«, sagte sie nun freundlicher.

»Wir vertrauen Ihnen. Ich bleibe in Ihrer Wohnung, bis ich Kontakt aufnehmen kann.« Er hatte sie nicht gefragt. Er hatte es ihr befohlen. Und er schien amüsiert, dass es ihr unangenehm war. Wenn das meine Mutter wüsste ... dachte sie. Ihre Mutter war auf eine Schule gegangen, wo Knaben und Mädchen streng getrennt lernten. Und die Nonnen, die sie unterrichteten, hatten den Mädchen gesagt, sie sollten den Blick abwenden, wenn sie an der Knabenschule vorbeikamen, um der Versuchung der Sünde zu entgehen.

Ihre Wohnung lag eine lange Fahrradfahrt entfernt in einer anderen Stadt, weit weg vom Abwurfplatz. Fantassin hatte eine schwarze Lederaktentasche, die während des Absprunghes an sein Handgelenk gebunden war, damit sie nicht verloren ginge. Nun reichte er sie ihr und sagte, sie würden zusammen mit ihrem Fahrrad fahren. Sie könnte auf dem Gepäckträger sitzen. Bei der Fahrt durch die Nacht umklammerte sie mit der einen Hand die Aktentasche und mit der anderen hielt sie sich an dem fremden Mann fest. Sie versuchte, sich nicht zu sehr an ihn zu drücken, aber sie spürte die Wärme seines Rückens. Sie redeten nur, wenn sie ihm sagte, er soll hier oder dort abbiegen. Ein paar Mal ließ sie ihn am Straßenrand halten und sich hinter einer Wand oder einem Busch verstecken, während sie prüfte, ob sie verfolgt würden. Es war eine Routine, die sie sich im Laufe der Zeit antrainiert hatte, aber in dieser Nacht war sie besonders vorsichtig.

Durch die lange Fahrt im Morgendunst war sie wieder ruhiger geworden. Sie kamen erschöpft kurz vor Sonnenaufgang an. Ihre kleine Wohnung bestand nur aus einem Wohnraum mit Kochnische und einem winzigen Schlafzimmer. Sie hatte beschlossen, ihm das Bett zu überlassen und im Wohnzimmer zu schlafen. Doch mit dem Betreten der kleinen Wohnung fühlte sie sich plötzlich verunsichert. Sie sagte sich, das sei ihr Job, drückte den Rücken durch und richtete sich auf.

Fantassin stellte die Aktentasche auf den Küchentisch und öffnete sie. Sie war voller Geld, mehr Geld, als sie je in ihrem Leben gesehen hatte. Er griff hinein und reichte ihr einige Scheine.

»Nein«, sagte sie mit errötendem Gesicht, »ich will kein Geld. Ich tue es für Frankreich, das ist Ehrensache.« Ihre Empörung war nur oberflächlich, eigentlich hatte sie Angst. Sie wollte nicht, dass er dachte, sie sei so eine Frau.

»Es ist nicht für Sie, es ist für Ihr Team. Für die Männer, die letzte Nacht dort waren.«

»Sie tun es auch für Frankreich.« Sie sprach fast ohne nachzudenken, was selten vorkam.

»Dann eben für die Familien, die schon Opfer gebracht haben«, sagte er.

Sie nickte, weil er recht hatte. Ihr Stolz und ihre Unsicherheit hatten ihr den Verstand vernebelt. Viele Menschen mussten sich verstecken und kamen nicht an Lebensmittelkarten, sie hungerten. Das Geld würde ihnen helfen. Sie musste sich zusammenreißen. Sie holte tief Luft. »Sie müssen müde sein.«

Seine Stimme wurde weich. »Wie alt bist du?«

Sie erzählte ihm, dass sie erst vor ein paar Wochen vierundzwanzig geworden sei. Er setzte sich in den Sessel neben dem Sofa und zündete sich eine Zigarette an. Lange herrschte Schweigen.

»Sie können im Schlafzimmer übernachten«, sagte sie nach einer Weile.

»Nein, danke, für mich ist es völlig in Ordnung hier.« Er zeigte auf die Couch. Als Hélène protestierte, er sei ihr Vorgesetzter, sagte er:

»Stimmt, wir sind quasi in einer Hierarchie wie beim Militär, aber bitte lass mich auch ein bisschen Gentleman sein.«

Fantassins richtiger Name war Valentin Abeille. Er war der Leiter der gesamten M-Region². Die Deutschen hatten ein hohes Kopfgeld auf ihn ausgesetzt. In dieser Phase des Krieges war die Gestapo besonders aggressiv und hatte mehrfach Doppelagenten in Widerstandszellen eingeschleust. Diese Gruppen bestanden zumeist aus Jugendlichen voller Idealismus, die wenig oder gar keine Ausbildung erhalten hatten und Fragen der Sicherheit einfach ignorierten. Einige der jüngeren Männer prahlten mit ihren Heldentaten gegen die Deutschen, erzählten es zu vielen Leuten, passten nicht auf, wenn jemand ihnen folgte oder hielten sich nicht an die Sicherheitsregeln. Nach durchschnittlich nur drei bis sechs Monaten wurden Mitglieder der Résistance gefasst.

Am Ende ist Fantassin höchstwahrscheinlich von seiner Sekretärin für das Kopfgeld verraten und von der Gestapo verhaftet worden. Auf dem Weg zur berühmtesten Gestapo-Folterzentrale in der Rue des Saussaies in Paris sprang er aus dem Auto. In der Nähe des Arc

de Triomphe wurde er mehrfach angeschossen und starb kurz darauf im Krankenhaus. Er hatte Héléne während der kurzen gemeinsamen Zeit gesagt, er könne es nicht zulassen, lebend gefangen zu werden. Er zeigte ihr die Zyanid-Tabletten, die er immer dabei hatte. Je weniger sie wisse, desto besser, sagte er.

Während ihrer Zeit bei der Résistance genoss Héléne mehr Freiheiten, als eine junge Frau in Frankreich in diesen Jahren normalerweise hatte. Zu Beginn des Krieges waren ihre Eltern und Schwestern nach Grenoble gezogen, wo ihr Vater dann eine Fabrik betrieb. Ihre Eltern dachten, sie sei nicht mitgekommen, um ihr Studium fortzusetzen. Erst später, als sie vom Netzwerk kontaktiert wurden, erfuhren sie die Wahrheit.

Héléne erinnerte sich an diese Monate als eine aufregende Zeit. Sie war eine unabhängige junge Frau, die mit einer wichtigen Rolle betraut wurde und über Menschen zu bestimmen hatte, die älter als sie waren. Leben hingen von ihr ab. Es gab Momente höchster Anspannung, wie sie sie nie zuvor erlebt hatte. Das war der Fall, als sie eines frühen Abends an der zugewiesenen Abwurfstelle von einer Gruppe französischer Gendarmen begrüßt wurde. Sie war sich sicher, dass sie kamen, um sie zu verhaften, und es lief ihr eiskalt den Rücken hinunter. Sie hatte sich bereits umgedreht, um mit dem Fahrrad rasch wegzufahren, als das Passwort gerufen wurde. Sie erstarrte und überlegte. Wenn sie die Parole kannten, wussten sie sowieso alles. Übelkeit stieg in ihr auf und zugleich eine Art Erleichterung. Das Spiel war aus. Es schien sinnlos wegzurennen. Sie antwortete resigniert mit ihrem Passwort und zu ihrem Erstaunen kamen die Männer auf sie zu und baten um Anweisungen.

Es dauerte einen Moment, bis sie merkte, dass sie nicht verhaftet werden sollte. Das war ihre Empfangsgruppe. Was sie für das Ende des Ganzen gehalten hatte, nahm eine überraschende Wendung. Eine ganze Kaserne uniformierter Gendarmen hatte sich der Résistance angeschlossen. Dieses Erlebnis gab Héléne Zuversicht und ein Gefühl der Unbesiegbarkeit.

Am 4. Februar 1944 sollte sie eine Botschaft an General Marcel Allard überbringen, der einen Teil der M-Region unter sich hatte. Als sie in dem kleinen Hotel in der Bretagne ankam, in dem sie sich treffen wollten, sah sie ihn aus einer Tür hinaus- und eine Gruppe

von fünf deutschen Soldaten durch eine andere hineinrennen. Und mittendrin stand sie. Sie verhafteten sie einfach, weil sie dort war und trieben alle in der Hotellobby zusammen. Die Botschaft, die sie bei sich hatte, war in das Futter der Handtasche eingnäht. Wie durch ein Wunder fand die Gestapo sie nicht. Hélène konnte also behaupten, dass sie diesen Allard, hinter dem sie her waren, nicht kannte. Sie hatten nichts gegen sie in der Hand und ihre Papiere waren in Ordnung, also spielte sie das brave, einfältige Mädchen – was sie schon vorher manchmal getan hatte.

Man sperrte sie einige Tage im Gefängnis in Vannes ein, aber ein Wärter versicherte ihr, es sei nur Formsache – und sie dürfe bald wieder nach Hause zu Vater und Mutter. Doch statt freigelassen zu werden, wurde sie für zwei weitere Wochen in einem Gefängnis in Rennes festgehalten. Auch dort gab es keine ordentliche Vernehmung. Sie wurde nur gefragt, warum sie sich genau zu diesem Zeitpunkt in diesem Hotel aufgehalten hatte.

Dann kamen eines Tages zwei Wärter in die Zelle, in der sie mit zwanzig anderen Frauen eingesperrt war, und riefen ihren Namen. Die Männer legten ihr Handschellen an und führten sie unsanft zu einem wartenden schwarzen Auto. Sie ließen sie ihre Verachtung spüren und weigerten sich, ihre Fragen zu beantworten oder mit ihr zu sprechen. Sie wurde ins Gefängnis von Angers im Loiretal gebracht, wo sie zwei Monate bleiben musste.

Achtundfünfzig Jahre später, während unseres Interviews in ihrer Wohnung, bei dem ich ihre Geschichte aufnehmen durfte, sagte sie: »Angers bleibt in meiner Erinnerung Symbol des Leidens schlechthin.«

Dort wurde sie verhört und gefoltert, manchmal so sehr, dass sie auf einer Trage in ihre Zelle zurückgebracht werden musste. Das Schlimmste war »le supplice de la baignoire« oder »Waterboarding«. Sie brachten sie in ein Badezimmer mit einer Wanne kaltem Wasser. Ihre Hände waren auf dem Rücken mit Handschellen gefesselt. Sie wurde gezwungen, sich auf den Fliesenboden neben die Wanne zu knien. Dann drückten zwei Männer jeder auf einer Schulter ihren Kopf so lange unter Wasser, bis ihr die Luft ausging. Sie spürte deren Hände. Der eine hielt ihren Nacken und der andere drückte ihren Hinterkopf nach unten. Sie versuchte ruhig zu

bleiben, aber als ihre Lungen nach Luft schrien, stieg Todesangst in ihr auf. Sie spürte einen schrecklichen Schmerz in der Brust, im Nacken und Kopf hämmerte es und die Luftnot wuchs. Sie kämpfte, aber es war hoffnungslos. Wasser drang ihr in den Mund und es würgte sie.

Als sie merkten, dass sie aufgab, zogen sie sie an den Haaren aus dem Wasser und begannen das Verhör erneut. Sie würgte wieder und wieder. In diesen Momenten extremer Schmerzen spürte sie ihren Körper, ihre physische Existenz am deutlichsten. Es war fast so, als wäre ihr Körper ihr Feind, der sie leiden ließ.

Sie hatten herausgefunden, wer sie war, für welches Netzwerk sie tätig war und kannten Namen von Menschen, mit denen sie arbeitete. Sie wussten, dass Fantassin bei ihr gewesen war. Jeden Tag verhörten sie sie und fragten nach den Namen der anderen Agenten, den Codewörtern, den Nachrichtenzentralen, den Abwurfstellen, den Daten, den Zeiten. Sie versuchte, keine nützlichen Informationen preiszugeben. Mehrere Nächte lang, nass und frierend, die Hände hinter dem Rücken gefesselt und an einen Heizkörper gebunden, versuchte sie, sich glaubhafte Geschichten auszudenken, die zu dem passten, was sie schon wussten, aber niemanden verraten würden.

Man hängte sie an den Armen auf. Sie wurde erneut in dasselbe geflieste Badezimmer gebracht und wäre wieder fast ertrunken. Mit einer Zange riss man ihr die Fingernägel aus. Andere schreckliche Dinge wurden ihr angetan. In unserem Interview hielt Héléne an dieser Stelle inne. Ich drängte sie nicht, Details zu nennen. Eine Pause entstand, da sie sich eine weitere Zigarette anzündete. Ich bemerkte ihre sorgfältig manikürten Fingernägel.

Als sie wieder anfang zu sprechen, erzählte sie mir von einem Jesuitenpater, an dessen Namen sie sich erinnerte: »Père Alcantara hieß er. Er hatte die Erlaubnis, bestimmte Gefängnisse zu besuchen. Eines Tages reichte er mir ein kleines Päckchen. Ich sah das Etikett mit meinem Namen darauf. Es war die Handschrift meiner Mutter. Da habe ich geweint.«

Als sie das Paket sah, fiel sie auf die Knie und fing an zu schluchzen. Es war das erste Mal seit ihrer Festnahme, dass sie weinte. Um nicht zu verzweifeln und unter der Folter nicht zusammenzubre-

chen, hatte sie bewusst nicht an ihre Familie und die gedacht, die sie liebte. Das Paket bedeutete, dass sie nun wussten, was sie heimlich getan hatte. Wie ein Stich durchfuhr sie ein Schuldgefühl, denn sie hatte ihnen Schmerzen zugefügt. Und sie fühlte eine schreckliche Sehnsucht nach der Stimme ihrer Mutter.

Der deutsche Wachmann, der für ihre Zelle verantwortlich war, war ein Elsässer, ungefähr im gleichen Alter wie Hélène. Sie sprach perfekt Deutsch, sodass sie sich gelegentlich unterhielten. Er konnte nicht verstehen, warum die Gestapo-Leute ihr das alles antaten. Er hasste die Gestapo und ihm stiegen Tränen in die Augen, wenn sie blutig geschlagen auf einer Bahre zurückgebracht wurde. Er flüsterte ermunternde Worte durch ihr Zellenfenster, von denen sie – mehr tot als lebendig – nur die Hälfte verstand. Er sagte ihr, sie solle ihnen einfach sagen, was sie wissen wollten und dann würde sie in Ruhe gelassen werden. Er sagte ihr, er wünschte, sie wäre nicht so mutig. Einmal brachte er ihr ein Kilo Butter. Sie war dankbar, aber es war schwierig, sie in der Zelle zu verstecken. Sie wusste nicht, was sie mit der Butter anfangen und wo sie sie hinstellen sollte. Sie hatte nichts, wozu sie die Butter essen konnte. Später brachte er ihr Zucker, eine viel sinnvollere Gabe.

Er nahm einen kurzen Brief entgegen, den sie an ihre Familie geschrieben hatte und schickte ihn an ihren Patenonkel. Hélène wusste, dass er so nicht zu ihr zurückverfolgt würde. Der junge elsässische Soldat musste sich die Adresse gemerkt haben, denn später, nach dem Krieg, versuchte er über ihren Patenonkel, mit ihr Kontakt aufzunehmen. Er wollte wissen, ob sie überlebt hatte und wie es ihr ginge. Doch ihr war bis dahin so viel Schlimmeres widerfahren, dass sie ihm lediglich schrieb, dass sie überlebt hatte, und ihn bat, sie nicht wieder zu kontaktieren. Sie war nicht mehr das relativ unschuldige junge Mädchen, das er in der Gefängniszelle von Angers bewacht hatte.

Im Gefängnis in Angers durfte sie nichts in ihrer Zelle haben. Ganz allein, ohne Bücher, ohne Zeitungen oder Zeitschriften fühlte sie, dass sie dabei war, verrückt zu werden. Sie bat die Wache um einen Bleistift. An den weißen Wänden ihrer Zelle bearbeitete sie mathematische Probleme.

Als ich fragte, um welche Art von Problemen es sich handelte, kritzelte Hélène eine Gleichung auf ein Stück Papier.

$$\int_{-\infty}^{\infty} dx e^{-ax^2} = \sqrt{\frac{\pi}{a}}$$

Meine Schwester Annie ist Mathematikerin. Ich zeigte ihr diese Gleichung und fragte sie, was Hélène da gemacht hatte. Annie sagte: »Sie hat das Gaußsche Integral berechnet«, darin sind e und pi enthalten, die, so Annie, »transzendente Zahlen« genannt werden. Transzendente Zahlen existieren wie imaginäre Zahlen, außerhalb der gewöhnlichen Mathematik. In der Geschichte der Mathematik sorgte das Konzept der imaginären Zahlen über Jahre für große Verunsicherung und Aufruhr, als verschiedene Mathematiker allmählich deren Notwendigkeit entdeckten. Im frühen neunzehnten Jahrhundert ist ein heißblütiger junger französischer Mathematiker namens Évariste Galois von der École Normale wegen politischer Tätigkeit ausgeschlossen worden. Obwohl er als vielversprechend galt, waren seine mathematischen Ideen zu radikal, um vom Establishment akzeptiert zu werden. In der Nacht vor seinem Tod in einem Duell schrieb er wie in Trance Briefe und in den Notizen am Rande seiner Beweisführungen waren transzendente und imaginäre Zahlen enthalten. Galois bemerkte, dass es einige Probleme gab, die nicht allein mit den eindeutigen Zahlen des Alltags gelöst werden können. Seine letzten Worte an seinen Bruder waren: »Weine nicht, Alfred! Ich brauche meine ganze Kraft, um mit zwanzig zu sterben.«

In ihrer Zelle, mit vierundzwanzig, sammelte Hélène Kraft, um zu sterben. Sie arbeitete an einer Reihe von klassischen mathematischen Problemen und zeigte, dass man einen Winkel nicht dreiteilen oder einen Kreis nur mit einem Lineal und Zirkel nicht quadrieren kann. Es gibt Zahlen, die nicht konstruiert werden können.

Später, als Hélène ins KZ Ravensbrück kam, erkannte sie ihre Freundin Zaza wieder, mit der sie gemeinsam das Lyzeum besucht hatte. In der Dusche klammerten sie sich aneinander, weil sie fürchteten, dass die Gerüchte wahr wären und aus den winzigen Löchern in der Decke bald ein tödliches Gas strömen würde. Stattdessen wur-

den sie mit eiskaltem Wasser übergossen. Ihnen sind Nummern zugeteilt worden: Hélène wurde Häftling Nummer 43209, Zaza Nummer 43203. Die Häftlinge erduldeten endlose Appelle, bei denen man sie immer und immer wieder zählte. Der Mensch wurde zu einer Nummer und sonst nichts.

Nicht nur reelle Zahlen sind unendlich, sagte meine Schwester, sondern es muss auch unendlich viele transzendente Zahlen geben. Aber wir kennen nur wenige. Annie glaubt, dass es daran liegen könnte, dass wir Menschen unsere Werkzeuge wie einen Fetisch verehren: Lineal und Zirkel haben unsere Vorstellungskraft eingeschränkt. Unser Denken schränkt unser Verständnis ein.

Während ich diese Geschichte schreibe, frage ich mich, ob Sprache auch unser Denken einschränkt. Die Familien, die ich interviewte, die Nachfahren der neun Frauen, die damals in Deutschland geflohen sind, sagten alle dasselbe: dass ihre Mütter, Großmütter oder Tanten sich nicht in der Lage fühlten, das Erlebte vollständig zu beschreiben. Es gab eine Grenze für das Sagbare. Ihre Geschichten wurden, wenn überhaupt, nur zur Hälfte erzählt.

Im Juni 1944 waren im Gefängnis in Angers aus der Ferne Bombeneinschläge zu hören. Die Alliierten stürmten die Küste der Normandie. Der junge Elsässer Wachmann sagte zu Hélène: »Morgen wirst du frei und ich der Gefangene sein.«

Sie wagte zu hoffen. Aber dann saß sie den ganzen Tag in ihrer Zelle, die Beine mit den Armen umschlossen und das Kinn auf den Knien und betrachtete die komplexen Anordnungen von Gleichungen, ihren Versuch der Transzendenz. In regelmäßigen Abständen peitschende Gewehrsalven draußen im Gefängnishof rissen sie aus ihren Gedanken. Die deutschen Wärter richteten systematisch alle männlichen Gefangenen hin. Bereite dich auf das Schlimmste vor, sagte sie sich.

Spät in jener Nacht luden die deutschen Wachen, möglicherweise erschöpft von den Erschießungen, die wenigen verbliebenen Frauen in Züge nach Romainville, einem Durchgangslager außerhalb von Paris.

Einige Frauen hatten winzige Stücke Papier mitgehen lassen und darauf kurze Nachrichten an ihre Familien und deren Adressen geschrieben. Als sie durch Paris fuhren, warfen sie die Papier-

stücke durch die Wandritzen der Waggonen hinaus und sie flogen wie Schmetterlinge (französisch: papillons) in die Nacht.

Diese »Papillons« wurden manchmal von mutigen Menschen aufgehoben und an die Familien der Frauen weitergegeben. Oft waren dies die letzten Lebenszeichen ihrer Töchter, Schwestern und Mütter.

Im Camp in Romainville, erinnerte sich Hélène, sah sie eine Frau sterben, die im Dreck lag. Angeblich hatte sie Syphilis und deutsche Soldaten infiziert, sodass sie allein vor ihren Augen sterben musste.

Hélène wusste nicht mehr, was sie in jenen Tagen tat, als sie auf dem Boden saß, umgeben von Stacheldraht – nichts als eine blasse Erinnerung an endloses Warten. Sie hatte sich in sich selbst zurückgezogen und wollte nicht zulassen, dass Gefühle ihren Überlebenswillen schwächten. Eine Art stumpfe Leere überkam sie, als sie versuchte, sich an die neuen Gegebenheiten anzupassen. Es war heiß und staubig. Sie waren eingepfercht in offenem Gelände ohne Schatten oder Unterstellmöglichkeit. Die Menschen saßen schweigend, ihr Elend erdulnd und starrten ins Nichts. Da war das Summen der Fliegen und leises Stöhnen, aber nichts, was Sprache ähnelte. Es roch nach verfaultem Fleisch, Tod, menschlichen Exkrementen, Schmutz, Schweiß und Angst.

Nach mehreren Tagen – Hélène wusste nicht wie viele – wurde sie mit anderen Häftlingen in einem überfüllten Viehwaggon Richtung Osten transportiert. So begann ihre Reise nach Ravensbrück, 90 Kilometer nördlich von Berlin.



In meiner Familie wussten wir, dass Tante Hélène hochdekoriert war. Sie war »Offizier der Ehrenlegion«, was als eine der renommiertesten französischen Auszeichnungen gilt, zumal der Offiziersrang in ihrer Generation selten einer Frau verliehen wurde. Sie erhielt das »Croix de Guerre« für besondere Tapferkeit während des Krieges und sie erhielt sowohl die »Médaille de la Résistance« als auch die »Médaille de la France libre« für ihre Arbeit in der Résistance. Die Familie war stolz auf sie, aber wir haben selten über ihre Vergangenheit gesprochen. Wie in vielen Familien wollten die Menschen nach dem Krieg diese dunkle Zeit hinter sich lassen. Man nahm an,

dass es am besten für alle wäre, die Vergangenheit ruhen zu lassen. Einfach nicht darüber sprechen. Nicht in der Dunkelheit verharren. Und es gab neben den Erinnerungslücken der durch unglaubliche Schreckenstaten Traumatisierten auch die Schuld der Überlebenden. Hélène wollte ihrer Familie die schlimmen Details ersparen. Wer all das nicht selbst erlebt hatte, hätte es sich sowieso nicht wirklich vorstellen können. Es brauchte Zeit. Erst die Generation, die den Krieg nicht erlebt hatte, begann Fragen zu stellen. Im Jahr 2002, während eines Mittagessens mit meiner Großmutter, erzählte mir Hélène, wie sie mit acht anderen Frauen vor den Nazis geflohen war. Erstaunt fragte ich sie, ob ich ein Interview mit ihr aufnehmen könnte, um die ganze Geschichte festzuhalten.

Dazu besuchten meine Tante Eva und ich Hélène in ihrer Wohnung in einem sehr schönen Viertel in der Nähe von Neuilly am Rande von Paris. Die kleinen Räume waren mit Fotos und Büchern gefüllt. Hélène war schick frisiert und trug ein Chanel-Kostüm. Uns wurde Tee serviert. Aber nachdem ich ihr dafür gedankt hatte, dass wir sie befragen durften, erkundigte sich Hélène sofort: »Worum geht es?«

»Es ist wichtig«, erwiderte ich und schämte mich plötzlich für mein jugendliches Alter, meine oberflächliche amerikanische Begeisterung und mein relativ komfortables Leben.

»Diese Geschichte kann nur vom Schicksal einiger weniger erzählen, die wie viele andere Menschen trotz möglicher Entehrung und trotz der Versuche der Nazis, sie zu vernichten, in Würde zu leben bemüht waren«, sagte sie. Es klang, als hätte sie diesen Satz im Voraus vorbereitet und geübt.

Ich fragte sie, warum sie sich der Résistance angeschlossen hatte. »Wegen der Schrecken des Nationalsozialismus und aller totalitären Regimes«, antwortete sie.

Ich fragte sie, ob sie Angst gehabt hätte, und sie sagte nein. Obwohl sie sich der Gefahren bewusst gewesen war, sei sie glücklich gewesen, weil sie für ihr Land kämpfte.

Laut fragte sie sich, ob es nicht sinnlos sei, all diese alten Erinnerungen auszugraben. Und ich fragte mich, ob es unhöflich war, sie so zu drängen, sich an Dinge zu erinnern, die sie vielleicht vergessen wollte. Sie sagte, sie habe nicht über die Vergangenheit sprechen

wollen, obwohl sie, wie sie zugab, die ganze Zeit, jeden Tag an den Krieg denken würde. Die Vergangenheit hat sie, könnte man sagen, nie losgelassen. Ihr Leben danach war geprägt von dem, was ihr damals widerfuhr.

Mit fortschreitender Stunde fiel ihr das Erzählen leichter. Ich ahnte, dass wir noch viele Gespräche führen würden und dass sie im Laufe der Zeit auch Details berichten würde. Als ich ging, dachte ich, sie habe sich gefreut zu reden und vielleicht nur ein wenig bedauert, sich mir geöffnet zu haben. Sei es wegen ihrer Zurückhaltung oder wegen meines Zögerns, wir haben nie wieder über die Vergangenheit gesprochen.

Später, als ich anfang, ihre Geschichte aufzuschreiben und in unsere Familiengeschichte einzutauchen, hatte ich das Gefühl, ein Tabu zu brechen. Stimmen in meinem Kopf sagten mir, es ginge mich nichts an, ich solle mich schämen, ihre Geschichte auszunutzen. Lass die Vergangenheit in Frieden ruhen. Aber die Vergangenheit ruht nicht. Wie die persönliche Erinnerung unterliegt auch Geschichte einem ständigen Wandel.

Zwei Jahre nach meinem Interview mit Héléne stieß ich zufällig auf Suzanne Maudets Buch »Neuf filles jeunes qui ne voulaient pas mourir« (Neun junge Mädchen, die nicht sterben wollten). Zaza war Hélénes Freundin. Sie hielt ihre Erinnerungen unmittelbar nach ihrer Flucht fest, aber ihr Manuskript wurde erst 2004, zehn Jahre nach ihrem Tod, veröffentlicht.³ Passagen in Zazas Buch führten mich zu einem weiteren Bericht, den Nicole Clarence 1964 für die Zeitschrift »Elle« anlässlich des 20. Jahrestags ihrer Deportation geschrieben hatte. Dieser Artikel wiederum brachte mich auf die Spur von mehreren Radiointerviews, die Nicole gegeben hatte.⁴ Und kurz vor Hélénes Tod im Jahr 2012 drehten die holländischen Filmemacherinnen Ange Wieberdink und Jetske Spanjer einen Dokumentarfilm mit dem Titel »Ontsnapt« (Entkommen), in dem Héléne Lon Verstijnen, ein weiteres Mitglied ihrer Gruppe, wiedertraf.⁵ Der Film basiert weitgehend auf Lons Buch »Mijn Oorlogskroniek« (Meine Kriegskronik). Einige Jahre später schickte mir Guiguis Sohn Marc Spijker Lons selbst angefertigte englische Übersetzung ihres Buches, die sie seiner Mutter gegeben hatte.

Gemeinsam erzählen Hélène, Zaza, Nicole und Lon eine Geschichte von Freundschaft, unglaublichem Mut und Überleben. Ihre Berichte unterscheiden sich in Einzelheiten, stimmen aber in den entscheidenden Punkten überein. Es fehlen größere Teile und ich werde nie erfahren, ob es sich um absichtliche Auslassungen oder Gedächtnislücken handelt. Anfangs kannte ich acht der neun Frauen nur mit ihrem Spitznamen: neben Christine (meiner Großtante Hélène) waren es Zaza, Lon, Guigui, Zinka, Josée, Mena, Nicole und Jacky. Sie waren alle politische Gefangene. Ich würde später erfahren, dass Hélénes Vater Jude war und Nicole aus einer jüdischen Familie stammte, obwohl keine der Frauen sich als Jüdin zu erkennen gab und sich mutmaßlich auch nicht als solche fühlte. Und wenn doch, haben sie es vor den Deutschen geheim gehalten. So schlimm es schon gewesen ist, Häftling in einem KZ zu sein, war es noch viel schlimmer, ein jüdischer Häftling zu sein.



Frauen in Fünferreihen

Als junger Mann hat Hélénes Vater als russischer Mathematikprofessor in Litauen gearbeitet, bevor er nach Heidelberg ging, um seine Studien dort fortzusetzen. Danach wechselte er nach Frankreich an

die Sorbonne. Hélènes Mutter war eine von nur zwei Frauen, die sich zu der Zeit an der Sorbonne eingeschrieben hatten. Das Bauernmädchen Martine stammte aus der Region Lot, ihr Vater war ein großartiger Winzer. Besonders stolz konnte die Familie darauf sein, dass der Priester ihren Wein für die Sonntagsmesse verwendete. Martine wuchs in einer frommen katholischen Familie auf und wurde von Nonnen erzogen. Nackt sein kam für sie nie in Frage, nicht einmal in der Badewanne. Aber sie muss außergewöhnlich intelligent gewesen sein, denn nach dem Abitur schlugen die Nonnen ihr vor, zu studieren – was zu jener Zeit nahezu unerhört war, dachte man damals doch, zu viel Bildung würde die Heiratschancen eines anständigen Mädchens ruinieren. Überraschenderweise erlaubten ihre Eltern ihr, nach Paris zu gehen, um Chemie zu studieren. Hélènes Vater, ein begabter Musiker, der seine Karriere im Symphonieorchester aufgegeben hatte, arbeitete in der Atomphysik. Sie lernten sich an der Universität kennen, und sechs Monate nach ihrer schnellen Heirat wurde Hélène geboren.

Die kluge Martine musste ihr Studium aufgeben. Vielleicht war diese brachliegende Intelligenz eine der Ursachen für eine komplizierte Mutter-Tochter-Beziehung. Auf jeden Fall identifizierte sich Hélène mit ihrem Vater. Zwei weitere Töchter wurden sieben beziehungsweise acht Jahre später geboren. Lange Zeit herrschte Zank und Streit zwischen Hélène und ihren viel jüngeren Schwestern. Sie musste auf sie aufpassen, und ihr Vater zog sie offensichtlich den anderen vor. Als die Familie erfuhr, dass Hélène nach Deutschland deportiert wurde, war ihr Vater völlig verzweifelt. Eines Abends beim Abendessen stellte ihm eine der jüngeren Töchter eine Frage und als er nicht antwortete, sagte Martine zu ihm: »Willst du deiner Tochter nicht antworten?«

Er erwiderte: »Ich habe nur eine Tochter, und die ist in Deutschland.«⁶

Hélène galt als die Denkerin unter den Schwestern. Die Liste ihrer Abschlüsse in Ingenieurwissenschaften und Mathematik war beeindruckend. Mit ihrer Sprachbegabung beherrschte sie Polnisch, Deutsch, Englisch und Russisch fließend. Ihr Sprachtalent, ihr klares Denkvermögen bei Gefahr und ihr Gespür für kühle Diplomatie ließen sie in Ravensbrück zur unumstrittenen

Führerin werden. Nicole erinnerte sich später an sie als »Säule« ihrer Gruppe.



Fünf Tage lang fuhr Hélène in einem überfüllten Viehwagen mit wenig oder keinem Wasser, ohne Nahrung, Licht, Luft und Toilette. Sie war in einem Transport mit 200 überwiegend französischen politischen Häftlingen – les résistants. Sie überlebten den unmenschlichen Transport, indem sie abwechselnd standen und lagen. Die Kränksten wurden an das kleine Fenster gelassen, wo es frische Luft gab. Sie sangen die Marseillaise und andere Lieder und hielten so die Moral aufrecht.

Hélène hatte keine Ahnung, wo sie waren, als der Zug am Bahnhof Fürstenberg hielt, der dem Konzentrationslager Ravensbrück am nächsten gelegenen Stadt. Das Lager befand sich an einem der Stadt gegenüberliegenden Seeufer. Das Gebiet dort ist bekannt für eisige Winde und wurde von Einheimischen »Klein-Sibirien« genannt.

Sie kamen in der Nacht an, der Bahnsteig war grell mit Scheinwerfern beleuchtet und von der SS und Aufseherinnen bewacht. Ihre angeleinten Schäferhunde bellten und bäumten sich wild auf. Die Häftlinge mussten vom Waggon auf den Bahnsteig springen. Einige ältere Frauen stürzten schwer und verstauchten sich den Knöchel oder das Knie. Die Wachen trieben sie voran. Im Chaos stolperten sie übereinander. Die Aufseherinnen schlugen sie mit Peitschen und schrien sie auf Deutsch an. Wenn jemand noch Gepäck hatte, wurde es weggenommen und auf die Ladefläche eines Lastwagens geworfen.

Die unterwegs gestorben waren, mussten in einen anderen Lastwagen gehoben werden, während die deutschen Wachen riefen: »Schnell! Raus!«.

Es bildeten sich zwei Kolonnen: Frauen, die noch kräftig genug waren, um zu marschieren, und die anderen, die kaum stehen konnten. Die Schwächsten wurden aufgefordert, mit dem Gepäck im LKW mitzufahren. Einige Töchter ermutigten ihre müden und erschöpften Mütter, einzusteigen. Sie konnten nicht wissen, dass sie damit die Selektion für das Krematorium vorwegnahmen und ihre Mütter nie wiedersehen würden.

»Zu fünft!« riefen die Wärter und traten auf sie ein, als sie nicht gleich verstanden, was von ihnen verlangt wurde.

»Sie wollen uns in Fünferreihen«, flüsterte Hélène eindringlich.

»Fünferreihen«, klang es auf Französisch durch die Menge.

Sie marschierten vom Bahnhof zum etwa vier Kilometer entfernten Lager. Bei Hélènes Ankunft am 14. Juni 1944 war das Lager mit Schlamm bedeckt. Es stank nach verwesendem Fleisch und menschlichen Exkrementen und dem dichten Rauch voller Asche aus dem Krematorium.



Hélène hatte »ein Gesicht, das man nicht vergessen kann, und in der Menge erkannte ich sie sofort«, schrieb Zaza in den Erinnerungen über ihre Ankunft und daran, wie sie ihre Freundin vom Lyzeum im Gedränge der Frauen entdeckt hatte.⁷ In vielerlei Hinsicht war Zaza – anders als Hélène – von poetischer Natur. Sie bemerkte die Farbe des Himmels, während die anderen nur an ihren Hunger dachten. Wo Hélène kühl und berechnend sein konnte, wirkte Zaza warm und offen. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, als sie verhaftet wurde, eine Optimistin mit Sinn für Humor und voller Lebenslust. Sie verlor nie die Geduld und war jedermanns Freundin. Besonders eng und vertraut wurde ihr Verhältnis zu Hélène, die Zaza als einzige Person an sich heranließ. Vom Moment ihrer Ankunft in Ravensbrück an blieben sie zusammen. Während Hélène unermüdlich heimlich die Flucht plante, verhielt sich Zaza eher passiv. Sie vertraute dem Lauf der Dinge und wartete ab, was geschehen würde.

Ravensbrück, von 1939 bis 1945 in Betrieb, war das einzige deutsche Konzentrationslager (KZ), das ausschließlich für Frauen errichtet wurde. Wie für die Neun war Ravensbrück für die meisten Häftlinge nur eine Zwischenstation auf dem Weg in eines der unzähligen Zwangsarbeiterlager oder Vernichtungslager. Aber viele wurden auch dort ermordet. Einen Großteil der Akten in Ravensbrück verbrannten die Nationalsozialisten in den letzten Kriegswochen. Dank Historikern und ehemaligen Häftlingen wie Germaine Tillion, einer ausgebildeten Ethnologin, die in den letzten Monaten detaillierte Aufzeichnungen über das Lager rettete, konnten viele Beweisstücke zusammengetragen werden.

Etwa 123.000 Frauen und Kinder und zusätzlich 20.000 Männer haben das Lager durchlaufen. Ravensbrück hatte vierzig Außenlager, ein kleineres Männerlager, das Siemens-Werkslager und das sogenannte Jugendlager Uckermark, das in Wirklichkeit ein Vernichtungslager war. Schätzungen über die Zahl der Toten in Ravensbrück reichen von 30.000 bis 90.000. Die »Fondation pour la mémoire de la déportation« schätzt, dass dort etwa 40.000 Menschen ums Leben kamen, aber es ist schwierig, eine genaue Zahl festzulegen. Die meisten Frauen, die in den letzten chaotischen Kriegsmonaten ankamen, sind nie registriert worden.

Und es gab keine genauen Angaben über die Anzahl der Frauen, die »weggeschickt« wurden, um in umgebauten Lastwagen vergast zu werden. Einer Schätzung zufolge sind 5.000 bis 6.000 Frauen in diesen mobilen Gaskammern getötet worden.⁸ Auch die Toten in den Außenlagern erfasste man nicht vollständig. Und dann waren da noch die Säuglinge, die bei Geburt ermordet wurden oder danach verhungerten. Sie fehlen in der offiziellen Statistik. Auch die Frauen, die auf den Todesmärschen starben, zählte man nicht mit.

Den Überlebenden geht es letztlich mehr um Namen als um Zahlen.⁹ Doch die Zahlen geben einen Eindruck von der Ungeheuerlichkeit dieses Leidens. Im Juni 1944, als sieben der neun Frauen in Hélénes Gruppe in Ravensbrück waren, wurden in dem Lager, das für 3.000 Häftlinge gebaut worden ist, 30.849 Menschen gefangen gehalten.¹⁰ Die morgendlichen Zählappelle dauerten drei oder mehr Stunden, in denen die Gefangenen zum Zählen stillstehen mussten. Die Situation im völlig überfüllten Lager war höllisch, zumal selbst einfachste Dinge nicht ausreichend vorhanden waren. Beim Einmarsch ins Lager wurden die Frauen zunächst in die »Effektenkammer« geführt, wo sie aufgefordert wurden, sich auszuziehen. Ihre Kleidung mussten sie in große braune Papiertüten packen, die sie den Wachen übergaben. Diese notierten ihre Nummer und warfen die Tüte auf einen Haufen. Auch persönliche Habseligkeiten wie Schmuck und Geld wurden ihnen, sofern vorhanden, weggenommen. Da die Nazis sehr pedantisch waren, wurden diese Gegenstände sorgfältig notiert.

Nachdem ich 2018 eine Anfrage auf Einsicht in Hélénes Lager-Akte gestellt hatte, erhielt ich vom Internationalen Suchdienst in

Bad Arolsen viele Dokumente, darunter einige Seiten dieser Listen persönlicher Besitzgegenstände. Ich erfuhr, dass Zaza ihren Ehering und fünf Francs abgegeben hatte. Hélène nahm man ein Armband, eine Uhr und siebzig Centimes ab.

Ihre Köpfe wurden kahlgeschoren. Sie mussten sich breitbeinig hinstellen, und ihre Schamhaare wurden so brutal abrasiert, dass Schnitte und blutende Wunden entstanden, die sich leicht entzündeten.

Man schob sie in die Duschen. Als sie in dem Raum mit Löchern an der Decke standen, ergriff Zaza Hélènes Hand und fragte nach oben schauend: »Was glaubst du, kommt dort raus: Gas oder Wasser?«

Nach der Duschtortur brachte man sie in den nächsten Raum, wo Kleidung ausgeteilt wurde. Zu diesem Zeitpunkt war der Lagerleitung die gestreifte Häftlingskleidung ausgegangen. Stattdessen erhielten die Neuankömmlinge Kleidung toter Frauen. Jede Woche kamen Lastwagen aus Auschwitz mit Kleidern der dort ermordeten Juden an.¹¹ Die Kleider wurden willkürlich verteilt – eine Frau bekam vielleicht ein Abendkleid von einer Nachtclubtänzerin oder den Schlafanzug einer Schülerin –, sodass die Frauen nach diesem Spießrutenlauf ein groteskes Bild abgaben. Doch in diesem Moment der Demütigung konnten sie über sich selbst und übereinander lachen. Lise London, eine der Widerstandskämpferinnen im selben Transport, erinnerte sich in ihren Memoiren an die Situation und zitierte Rabelais: »Le rire est bien le propre de l'homme« (Lachen ist dem Menschen eigen)¹². Mit Lachen und Gesang würden sie ihre Menschenwürde bewahren und sich zur Wehr setzen.

Die französische Gruppe wurde in einen Quarantäneblock geschickt, in dem sich bereits rund 400 Gefangene befanden. Aus Angst vor der Ausbreitung von Krankheiten steckten die Deutschen die Neuankömmlinge für die ersten Wochen in Quarantäne. Ihr Block beherbergte auch die von den Deutschen als asozial bezeichneten Prostituierten, Homosexuellen, Sinti und Roma (Zigeuner genannt) und gewöhnliche Kriminelle.

Die eine Hälfte der massiven Baracke war ein offener Bereich mit Tischen, und in der anderen Hälfte standen Holzkojen, vier Stockwerke hoch. Hélène und Zaza konnten einen Platz in der obersten

Koje ergatterten. Von dort aus, so hoffte H el ene, könnten sie alles im Blick behalten.

Während der Quarantäne, erinnerte sich H el ene, verbrachten sie ihre Tage damit, bergeweise deutsche Uniformen auseinanderzunehmen. Sie mussten die Knöpfe entfernen, die Nähte auftrennen und den Stoff sortieren. Alle Uniformen hatten Blutflecken, und die meisten Einschusslöcher. Das waren die Uniformen deutscher Soldaten, die an der Ostfront gefallen waren. Manchmal fanden die Frauen in einer Tasche einen Brief. Beim Lesen der nicht abgeschickten Feldpostbriefe fiel H el ene die schlechte Moral der Truppen im Osten auf.

Eine Woche später, am 23. Juni, kam ein weiterer Transport mit zwei Freundinnen aus Holland an: Lon, 28 Jahre, und Guigui, 25 Jahre alt. Gemeinsam hatten sie 1944 ihr Studium in Leiden abgebrochen, um sich in Paris der Résistance anzuschließen.

Guigui war von athletischer Gestalt und anmutig, hatte glatte braune, zu einem Pagenkopf geschnittene Haare und ein Pony über der Stirn. Hellgraue Augen zierte ihr schmales Gesicht. Sie hatte den sanften und friedlichen Blick einer Madonna. Inmitten des Chaos im Block strahlte sie eine beruhigende Gelassenheit aus.

Lon stellte das Gegenteil dar. In einem Mischmasch aus den sechs Sprachen, die sie beherrschte, plapperte sie drauflos. Lon war mutig und kurzentschlossen und riskierte Sprünge, wo die Vorsichtigeren vielleicht zögern würden. Sie war von kräftiger Statur, lebhaft und extrovertiert und fand mit ihrem ansteckenden Lachen Freundinnen quer durch alle Nationalitäten. Lon konnte herrisch und rechthaberisch sein, aber ihr Mut sollte die Neun mehr als einmal retten.

Eines Tages, bei einem der endlosen Appelle, flüsterte H el ene Lon zu: »Was denkst du?«

Und Lon antwortete: »Ich denke daran, dass mein Verlobter vor sechs Monaten mit mir schlafen wollte, und ich habe es abgelehnt. Wie schade.«¹³

Lon erinnerte sich daran, dass sie in der Quarantäne von einer anderen niederländischen Gefangenen besucht wurde: »Die einzigen aufmunternden Nachrichten kamen von Sabine, einer Niederl anderin, die in der N ahе meines Elternhauses in Den Haag gelebt

hatte. Unbeirrt klopfte sie regelmäßig an unser Fenster, um sich zu unterhalten. Und genauso regelmäßig wurde sie weggejagt. Aber sie ließ sich davon nicht beeindrucken und kam immer wieder zurück. Diese hastigen Schwätzchen bedeuteten uns beiden aber sehr viel, und wehmütig erinnerten wir uns an die gemeinsame Zeit zu Hause.«¹⁴

Sabineklärte Lon auf, wer im Lager war. Es gab eine Gruppe französischer politischer Gefangener, die bereits aus der Quarantäne heraus waren, und Zaza erfuhr, dass sich ihre Freundin Zinka aus Fresnes darunter befand.

In der neunköpfigen Gruppe waren Zaza und Zinka die einzigen, die Ehemänner hatten. Zaza hatte erst einen Monat vor ihrer Verhaftung geheiratet, Zinka neun Monate vor der Verhaftung ihres Mannes. Beide Männer waren an unbekannte Orte verschleppt worden, was den jungen Ehefrauen große Sorge bereitetete.

Mit neunundzwanzig Jahren war Zinka die älteste der Neun, aber ihr natürlicher Frohsinn ließ sie viel jünger erscheinen. Sie hatte dichte blonde Locken, große blaue Augen, eine charmante Lücke zwischen den Schneidezähnen und eine kleine Stupsnase, die sie ein wenig trotzig erscheinen ließ. Sie war furchtlos. Sie streckte ihr Kinn nach vorn und lachte die Drohungen aus einem der gewalttätigsten Blöcke im Lager weg. Wenn Andere schlimme Gerüchte verbreiteten, zuckte sie mit den Schultern und ermahnte sie: »Hört auf mit eurem pessimistischen Gequatsche«. Sie war sehr klein. Ihre winzigen Füße in den viel zu großen Holzschuhen, die sie tragen musste, hätte sie darin wenden können. Blasen und blutende Wunden waren das Ergebnis. Aber sie machte anderen mit ihrem Durchhaltevermögen Mut. Die kleine Zinka war so eine, die immer bewusst die schwerste Last und die härteste Arbeit auf sich nahm. Das ging so weit, dass ihre Freundinnen sich Tricks ausdenken mussten, um sie davon abzuhalten.



Hélène erfuhr von Lons holländischer Freundin, dass ihre Freundin Geneviève de Gaulle im Lager war. Geneviève war die Nichte von Charles de Gaulle. Bis 1943 hatten viele Leute die Stimme dieses wenig bekannten Brigadegenerals im Radio gehört, der ihnen sagte,